

Heinrich Heines „chinesische Prinzessin“ und seine beiden „chinesischen Gelehrten“ sowie deren Bedeutung für die Anfänge der deutschen Sinologie*

von

Rainer Schwarz

(Berlin/DDR)

„Kennt Ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen¹ und der porzellanenen Theekannen?“ fragt Heinrich Heine in seiner 1832/33 verfaßten *Romantischen Schule*,² um dann eine kurze halb scherzhafte, halb ernstgemeinte Beschreibung des Landes zu geben, aus der mehr Spottlust als Sachkenntnis spricht, obwohl er sich zehn Jahre zuvor entschieden gegen die vorschnelle Charakterisierung eines Volkes aus dem Stegreif ausgesprochen hatte.³

Aber Heines spöttische Chinadarstellung, mit der er unter den jüngeren deutschen Dichtern seiner Zeit keineswegs isoliert dasteht,⁴ ist nur die Einleitung der Einleitung des 1. Kapitels des dritten Buches der *Romantischen Schule*, das Clemens Brentano zum Inhalt hat. In der eigentlichen Einleitung nun erzählt Heine von einer „chinesischen Prinzessin“, deren „höchste Wonne“ es war, „wenn sie kostbare Seiden- und Goldstoffe zerreißen konnte“. Wer war diese „Prinzessin“?

* Überarbeitete und ergänzte Fassung eines am 23. Januar 1990 im China-Laden der Gesellschaft für Deutsch-Chinesische Freundschaft Berlin (West) gehaltenen Vortrages.

1 Nur am Rande sei darauf hingewiesen, daß der chinesische Drache normalerweise nicht geflügelt ist. Flügel hat er lediglich in der Vorstellung unzureichend informierter Europäer, die ihn blindlings mit dem Drachen der europäischen Tradition gleichsetzen. So schon Athanasius KIRCHER in seinem Buch *China monumentis [...]* (Kolummentitel: China illustrata), Amsterdam 1667, Abb. S. 171. Vgl. dazu Albrecht Dürers Holzschnitt „Der Kampf Michaels mit dem Drachen“ von 1498.

2 Heinrich HEINE: *Säkularausgabe* [HSA], (Werke, Abt. 1) Bd. 8: Über Deutschland, 1833–1836. Berlin 1972, S. 76.

3 *Ueber Polen*, HSA, (Werke, Abt. 1) Bd. 4: Tragödien, Frühe Prosa, 1820–1831, Berlin 1981, S. 176.

4 Bei Wilhelm Hauff stimmen (in den *Mitteilungen aus den Memoiren des Satans*, 11. Kap.) der Teufel und der „ewige Jude“ darin überein, daß China „ein langweiliges Nest“ ist und die Chinesen „ein langweiliges Volk“ sind. Auch für den weitgereisten Adelbert von Chamisso sind die Chinesen genauso wie für Heine „lebendige Karikaturen“ (*Reise um die Welt*, 1. Teil: Tagebuch, Von Unalaska nach den Sandwichinseln). Weitere Beispiele ließen sich finden.

Die erste und eigentliche Seidenzerreißerin in der chinesischen Literatur war Moxi. Sie gilt als die Lieblingsnebenfrau von Kaiser Jie (alias Lügui), dem letzten Herrscher der mythischen Xia-Dynastie, der von 1818 bis 1766 v. u. Z. regiert und sein Reich durch die Schuld der Moxi eingebüßt haben soll. In der „offiziellen“ chinesischen Geschichtsschreibung ist zwar Moxi verzeichnet, aber nicht ihr verschwenderisches Laster, um das es hier geht. Dieses ist nur in einer „inoffiziellen“ Geschichtsdarstellung erwähnt, dem *Diwang shiji* (Generationsaufzeichnungen über die Kaiser und Könige) des Huangfu Mi (215–282), einem Werk, dessen Originaltext schon lange verschollen ist. Lediglich einzelne Zitate daraus haben sich in verschiedenen Sammelwerken erhalten. Die Sätze, auf die es uns ankommt, stehen im 135. Buch („Kaiserliche Angehörige“) der 1000 Bücher umfassenden Enzyklopädie *Taiping yulan* (In der Taiping-Periode in Kaiserlichen Augenschein Genommenes), die im Jahre 983 vollendet wurde, und lauten: „Moxi hörte gern das Geräusch zerreißender Seide und lachte darüber. Jie ließ ihr Seidenstoffe zum Zerreißen zuteilen, um ihrem Willen zu entsprechen.“

Während Moxi in der Literatur keine große Rolle spielte, wurde eine andere, für deren fiktive Lebensbeschreibung das Motiv des Seidenzerreißen aus der Biographie der Moxi entlehnt wurde, zur Berühmtheit, nämlich Baosi, die Nebenfrau von König You, dem letzten, wirklichen Herrscher der Zhou-Dynastie. Er war von 781 bis 771 v. u. Z. an der Macht und soll den Thron ebenfalls durch die Schuld seiner Favoritin verloren haben. Die offizielle Darstellung im 4. Buch des *Shiji* (Historische Aufzeichnungen) des Sima Qian (145–86? v. u. Z.) weiß nichts vom Seidenzerreißen. Hier wird nur erzählt, wie König You die Signalf Feuer anzünden und die Alarmtrommeln schlagen ließ, damit sich Baosi über die erstaunten Gesichter amüsieren konnte, die die herbeieilenden Lehnsfürsten machten, wenn sie feststellen mußten, daß der König sie durch einen blinden Alarm zum Narren gehalten hatte.

Auf Baosi übertragen wurde das Motiv des Seidenzerreißen erst in der Erzählliteratur in Umgangssprache, die seit der Song-Zeit (960–1279) das Genre historischer Themen in freier Bearbeitung kennt. Waren dies in der Song-Zeit zunächst noch von gewerbsmäßigen Geschichtenerzählern mündlich vorgetragene Texte, so entstanden unter der nachfolgenden mongolischen Yuan-Dynastie (1271–1368) schon umfangreiche Bücher in diesem Genre, die von späteren Literaten so oft überarbeitet und umgeschrieben wurden, bis es nichts mehr daran zu verbessern gab. Eine der literarisch vollendeten Nacherzählungen altchinesischer Geschichte ist das *Dong-Zhou lieguo zhi* (Aufzeichnungen über die Staaten der Ostlichen Zhou-Zeit) des Feng Menglong (1574–1646). Im zweiten der 108 Kapitel, die das Werk umfaßt, heißt es (in der Redaktion des Cai Yuanfang aus dem 18. Jahrhundert):

Baosi sagte: „Eure Magd hat keine Liebhabereien, doch ich entsinne mich, wie ich früher mit den Händen farbige Seidenstoffe zerriß und das Geräusch klang angenehm.“ „Warum hast du das nicht eher gesagt, wenn du das Geräusch zerreißender Seide magst?“ fragte König You. Und er befahl dem Speicherverwalter, täglich hundert Stücken farbiger Seide zu

bringen, die dann von kräftigen Palastmädchen zerrissen wurden, um Baosi zu erheitern.

Die Geschichte von Baosi, wie Feng Menglong sie niederschrieb, ist mehrfach in europäische Sprachen übersetzt worden. Für den deutschen Leser am leichtesten zugänglich ist die seit 1926 in zahlreichen Auflagen gedruckte Übersetzung von Franz Kuhn (1884–1961), die unter dem Titel „Die Frau ohne Lachen“ in seinen *Chinesischen Meisternovellen* enthalten ist.

Daß das Motiv des Seidezerreißen in der Lebensgeschichte von Baosi selbst in der späten Fassung des Feng Menglong nichts anderes ist als eine Entlehnung aus der Biographie der Moxi, wird bei einem Vergleich der beiden zitierten Passagen deutlich genug. Den Anknüpfungspunkt bildet die gleichartige Rolle beider Nebenfrauen, die in der chinesischen Literatur durch den Begriff einer „Städte und Länder zu Fall bringenden Schönheit“ charakterisiert wird. Dieser Ausdruck geht auf ein Lied zurück, das im *Hanshu* (Geschichte der Han-Zeit), Buch 97 A zitiert wird: „Im Norden gibt es eine Schöne, / die einzig dasteht in ihrer Zeit. / Ein Blick von ihr, und deine Stadtmauer stürzt zusammen, / ein zweiter Blick, und dein Reich geht zugrunde.“ Später hat sich die Bedeutung des ursprünglich ernst und wörtlich gemeinten Ausdrucks so weit abgeschwächt, daß er einfach eine Frau von großer Schönheit bezeichnete. In dieser Weise gebraucht ihn z. B. Zhang Jun-rui, der Held des Dramas „Xixiangji“ (Das Westzimmer) von Wang Shifu (etwa 1200 – etwa 1280), für die schöne Cui Yingying (1. Abt., 4. Aufzug).⁵

Wie hartnäckig sich die spezielle chinesische Ausformung der Maxime „Cherchez la femme!“, die zuchtlosen Frauen die Schuld an politischen Wirren und Umwälzungen zuschreibt, in China bis in die Neuzeit gehalten hat, verdeutlicht der 1933 verfaßte Essay „Über die Frauen“ des revolutionären Publizisten Qu Qiubai (1899–1935; als führender Funktionär der Kommunistischen Partei Chinas auf Befehl der Guomindang-Regierung hingerichtet). Da der Essay seinerzeit aus Gründen der Konspiration von Lu Xun unter einem seiner Pseudonyme veröffentlicht worden war, ist – obwohl dieser Umstand spätestens seit der Herausgabe der Gesammelten Werke Qu Qiubais im Jahre 1953 und der Lu-Xun-Gesamtausgabe von 1956 geklärt ist – auch die deutsche Übersetzung ohne jeden diesbezüglichen Hinweis in einer 1981 erschienenen Lu-Xun-Auswahl enthalten.⁶ (Die entsprechende Anmerkung im Original müssen die tüchtigen Übersetzer und Herausgeber wohl im Eifer des Geschäfts übersehen haben.)

Im Lichte des Obengesagten ist es erst recht bemerkenswert, daß schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein chinesischer Schriftsteller das Motiv der seidezerreißenden Schönen ganz entgegengesetzt behandelt hat. Im 31. Kapitel des großen Romanwerks *Honglouloumeng*, das im Deutschen unter dem unverständlichen Titel *Der Traum der roten Kammer* bekannt geworden ist (Was ist eine

5 In Vincenz Hundhausens deutscher Nachdichtung des „Westzimmers“ ist von dem bedeutungsträchtigen Begriff nichts übriggeblieben „Zu ihr [...], zu der des ganzen Weltalls Schönheit strebt, [...]“ übersetzte er.

6 LU Xun: *In tiefer Nacht geschrieben* (RUB 879), Leipzig 1981, S. 197ff.

„rote Kammer“?), erzählt Cao Xueqin, wie Qingwen, das Lieblingsklavenmädchen des jugendlichen Helden Baoyu, zum Spaß einen kostbaren seidenen Fächer zerreißt.⁷ Die bewußte Umkehrung des Motivs durch Cao Xueqin besteht darin, daß Qingwen nicht als negative, sondern als positive Gestalt geschildert wird, deren Herz „erhabener als der Himmel“ ist, wenn auch ihr Leib (ihr gesellschaftlicher Stand als ursprüngliche Sklavin von Sklaven) „niedrig und gering“ ist. Obwohl ihre Liebe zu Baoyu rein und aufopferungsvoll ist, wird sie von seiner Mutter davongejagt und stirbt in Elend und Schande. An dem sich anbahnenden Untergang von Baoyus reicher und mächtiger Familie trägt Qingwen keine Schuld, denn sie ist nicht Ursache, sondern lediglich Gradmesser einer ruinösen Verschwendungssucht.

Die Episode mit dem Fächer dient auch dazu, Baoyu das Stichwort für die Darstellung einer eigenartigen Philosophie der „Liebe zu den Dingen“ zu liefern, die Ausdruck einer verschwenderisch-dekadenten Haltung gegenüber materiellen Werten ist, zugleich aber auch als Äußerung eines libertinhafte[n] Protests gegen die Einhaltung des Normalen und Althergebrachten gelten kann.

Die von Cao Xueqin ins Gegenteil verkehrten Parallelen zu der von Feng Meng-long erzählten Biographie der Baosi sind unverkennbar, zumal Cao Xueqin in der Kapitelüberschrift die Gedichtzeile „ein Lachen mit tausend Unzen [Gold/Silber] erkaufen“ von Wang Sengru (465–522) aufgreift, auf die auch Feng Menglong mit Bezug auf Baosi verwiesen hat.

Von den drei obengenannten seidezerreißenden Schönen kommt als Vorbild für Heines „chinesische Prinzessin“ nur Baosi in Frage. Da aber von ihrer Lebensbeschreibung keine separate Übersetzung festgestellt werden konnte, die vor 1833 veröffentlicht worden wäre, muß Heines Vorlage in einem größeren Sammelwerk über China gesucht werden. Als erstes bietet sich die berühmte *Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'Empire de la Chine et de la Tartarie Chinoise* des französischen Jesuitenpaters Jean-Baptiste du Halde (1674–1743) an, die schon 1735 in Paris herausgekommen war. Tatsächlich wird die Geschichte der Baosi darin erzählt. In der im 1. Band der deutschen Übersetzung des Buches (*Ausführliche Beschreibung des Chinesischen Reichs und der großen Tartarey*, Rostock 1747) enthaltenen „Kurzen [...] Chinesischen Kayserhistorie“, 2. Kap., 3. Abschn. („Die Kayser der dritten Dynastie Tcheou“) erscheint (S.294) „Yeou vang, der zwölfte Kayser“. In §115 heißt es von ihm: „Er liebte eine gewisse Maitresse, namens Pao sse ganz unerstlich, [...]“ und weiter in §116: „Sie hatte ausser dem ein seltsames Vergnügen daran, wenn seidene Zeuge von einander gerissen wurden. Der Kayser erniedrigte sich so sehr, daß er beständig in ihrer Gegenwart seidene Stoffe zerriß.“ Die chinesische Vorlage dieser abweichenden Version ist nicht ermittelt. Auch Kaiser Jie ist bei du Halde verzeichnet (ebenda, S.272f.) – als „ein rechtes

7 In Franz Kuhns stark gekürzt und für den Geschmack des deutschen Lesers vorgekaufter Übertragung des Buches kommt diese Episode nicht vor. Sein 22. Kapitel endet mit einer Szene aus dem 30. Kapitel des Originals, und sein 23. Kapitel beginnt mit einem Vorfall aus der zweiten Hälfte des 32. Kapitels des Originals.

Ungeheuer“, nicht aber Moxi als Seidenzerreißerin. Einige Details in Heines Nacherzählung der Geschichte von Baosi („Prinzessin“ statt Mätresse des Herrschers, Einsperren als unheilbare Wahnsinnige) deuten darauf hin, daß er sie nur mittelbar aus zweiter oder dritter Hand gekannt haben dürfte.

Ganz etwas anderes als die „chinesische Prinzessin“ sind die beiden Chinesen, die Heine in der im Spätherbst 1824 niedergeschriebenen und 1826 erstmals veröffentlichten *Harzreise* erwähnt, der seine Erlebnisse vom September 1824 zugrunde lagen. Bei der Schilderung der studentischen Tischgespräche im großen Zimmer des Brockenhauses berichtet er: „Hernach kamen die zwey Chinesen auf's Tapet, die sich vor zwey Jahren in Berlin sehen ließen, und jetzt in Halle zu Privatdozenten der chinesischen Aesthetik abgerichtet werden.“⁸

Diese beiden Chinesen waren von Heine bereits in einem Brief an seinen Freund Immanuel Wolf vom 1. April 1823 erwähnt worden.⁹ Darin heißt es:

Noch gestern sprachen wir von dir anderthalb Stunden – unter wir muß Du immer verstehn: Ich und Moser – es ist wirklich auffallend welche äußere Aehnlichkeit du hast mit Herrn Hang-hoh, einem von den zwey chinesischen Gelehrten, die auf der Behrenstraße für 6 Groschen zu sehen sind. Gans findet diese beide sehr interessant, und in seinem neuen Buche wirst Du, bey Gelegenheit des chinesischen Erbrechts folgendes Citat finden: siehe die Chinesen auf der Behrenstraße No 65, so wie auch meine Nanquinhose, und vergleiche damit Teu-zing-leu-li, Buch X, Capitel 8. Man will hier zwar behaupten daß diese zwey Chinesen verkleidete Oestreicher sind, die Metternich hergeschickt hat um an unserer Constitution zu arbeiten. Zunz hat die Chinesen noch nicht gesehen, auch seine Frau noch nicht; letztere hat noch immer genug an ihrem Manne zu sehen, [...] ¹⁰

Kommentierend sei hierzu zunächst nur gesagt, daß das von Heine *Teu-zing-leu-li* genannte Werk das chinesische Strafgesetzbuch der mandschurischen Qing-Dynastie (1644–1911) *Da Qing lü li* (Die Gesetze und Bestimmungen der Großen Qing-Dynastie) ist. Eine von Sir George Thomas Staunton besorgte englische Übersetzung davon war im Jahre 1810 in London unter dem Titel *Ta Tsing Leu Lee, Being the Fundamental Laws [...]* (Kolumnentitel: Penal Laws of China) erschienen und eine hiernach von Felix Renouard angefertigte französische Übersetzung unter dem Titel *Ta-Tsing-Leu-Lee, ou les lois fondamentales [...]* 1812 in Paris. Heines Angabe „Buch X, Capitel 8“ ist fiktiv, das Werk ist nicht in Bücher und Kapitel, sondern in Teile, Bücher und Abschnitte gegliedert. Heines Studienfreund Eduard Gans hat sich wirklich in seiner unvollendet gebliebenen großen Abhandlung *Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung*

8 *HSA*, (Werke, Abt. 1) Bd. 5: Reisebilder 1, 1824–1828, Berlin 1970, S. 43.

9 Von Heines Freund stammt die Anzeige in der „Vossischen Zeitung“ vom 28. Dezember 1822: „Meinen werthen Freunden und Bekannten zeige ich hiermit ergebenst an, daß ich den Familien-Namen Wohlwill angenommen habe, und daß ich, der ich mich bisher geschrieben habe: Immanuel Wolf, von nun an heiße Immanuel Wohlwill. Hamburg, den 25sten Dezember 1822.“ Deshalb beginnt auch Heines Brief mit der Anrede „An Wolf, genannt Wohlwill!“

10 *HSA*, (Werke, Abt. 3) Bd. 20: Briefe, 1815–1831, Berlin 1970, S. 71.

lung (Bd. 1, Berlin 1824, S. 98ff. – 1. Abschn., 2. Kap.: Chinesisches Erbrecht) immer wieder auf das *Ta Tsing Leu Lee* berufen.

Das von Heine erwähnte sonderbare Gerücht, die Chinesen seien verkleidete Österreicher, hat auch Karl August Varnhagen von Ense in seinen tagebuchartigen *Blättern aus der preußischen Geschichte* (Bd. 2, Leipzig 1868, S. 320) unter dem Datum des 8. März 1823 notiert:

Der Haß gegen Oesterreich ist hier noch stets im Zunehmen. Die Berliner sagen von den beiden Chinesen, die hier zu sehen sind, es sei jetzt heraus, daß sie keine Chinesen seien, sondern Oesterreicher; Andre setzen hinzu, Metternich habe sie hieher geschickt, damit sie die Konstitution für Preußen machten!

Das wirft natürlich die Frage auf, ob es damals in Berlin niemanden gegeben hat, der die Chinesen als Chinesen identifizieren konnte, indem er in ihrer Muttersprache mit ihnen zu reden versuchte. Und diese Frage ist eindeutig mit nein zu beantworten. Julius Heinrich Klaproth (1783–1835), der Sohn des bekannten Apothekers und Chemikers Martin Heinrich Klaproth (1743–1817), des Entdeckers des Urans, lebte seit 1815 ununterbrochen in Paris, und Wilhelm Schott (1803–1889), nachmaliger Chinesischprofessor in Berlin, war noch nicht hier und konnte auch noch nicht Chinesisch. Einzig Adelbert von Chamisso hätte wohl klärend eingreifen können. Zwar muß er das bißchen Chinesisch, das er 1804 oder 1805 von seinem Jugendfreund Klaproth gelernt hatte,¹¹ längst wieder vergessen gehabt haben, aber er hatte doch während seiner Reise um die Welt auf Hawaii Chinesen gesehen und als solche auch eindeutig erkannt (wobei er ausdrücklich darauf hinweist, nicht mit ihnen gesprochen zu haben).¹²

Es ist aber ungewiß, ob Chamisso 1823 die Chinesen in Berlin gesehen hat. Sein Freund Julius Eduard Hitzig berichtet später in den von ihm herausgegebenen Teilen von Chamissos Werken „Leben und Briefe“ über Chamissos „Unwohlsein und verschiedene häusliche Leiden“ im Winter 1822/23,¹³ und aus Chamissos handschriftlichem Briefjournal für die Jahre 1821 bis 1825 ist ersichtlich, daß er, der sonst so eifrig korrespondierte, im März 1823 keinen einzigen Brief geschrieben hat.¹⁴ Seinem Bruder Hippolyte teilte er dann am 4. April 1823 mit, daß er im März an Rheumatismus gelitten habe.¹⁵ Eine beiläufige Bemerkung in Chamissos erst 1834/35 verfaßtem „Tagebuch“ über seine Reise um die Welt von 1815 bis 1818 („Osagen, Botokuden, Eskimos und Chinesen bekommt man bequemer daheim zu sehen, als in der Fremde; alle Tiere der Welt, das Nashorn und die Giraffe, die Boa- und die Klapperschlange sind in Menagerien und Museen zur Schau ausgestellt, und Walfische werden strom-

11 CHAMISSO: *Reise um die Welt*, 1. Teil: Tagebuch, Von Chile nach Kamtschatka.

12 Ebenda, Von Unalaska nach den Sandwichinseln.

13 *Adelbert von Chamissos Werke*, 4. Aufl., 6. Bd. („Leben und Briefe“), Berlin 1856, hrsg. durch Julius Eduard HITZIG, 2. Theil, 3. Buch: Meisterjahre 1818–38, S. 89.

14 Deutsche Staatsbibliothek Berlin/DDR, Handschriftenabteilung, Nachlaß Chamisso, „Briefjournal 1821–25“.

15 Ebenda, Briefe, Kasten 17, Nr. 17.

aufwärts der Neugierde unsrer großen Städte zugeführt. Das Sternkreuz des Südens kann man nur an Ort und Stelle in Augenschein nehmen.“¹⁶ könnte darauf hindeuten, daß Chamisso von der Anwesenheit der Chinesen in Berlin zumindest unterrichtet gewesen ist.

Der von Heine gewissenhaft notierte Eintrittspreis von sechs Groschen für die Besichtigung der beiden Chinesen war für die damalige Zeit ein mäßiger Durchschnitt, wie man aus entsprechenden Anzeigen in der *Vossischen Zeitung* ableiten kann. Ebenfalls sechs Groschen mußte man im Juni 1823 für die Vorführungen eines Bauchredners bezahlen, für die „indianischen Kunststücke“, die zwei Indianerbrüder im April 1823 zeigten, aber einen ganzen Taler (Galerie 12 Groschen). Die Besichtigung einer „höchst seltenen Schlange“ kostete acht Groschen, wie wiederum Heine in seinem dritten „Brief aus Berlin“ meldete.¹⁷ Einen weiteren Preisvergleich ermöglicht Heines Empfehlung in seinem ersten „Brief aus Berlin“:

Wenn Sie für 8 Groschen schlecht zu Mittag essen wollen, so gehen Sie in die Restaurazion neben Teichmann auf die erste Etage.¹⁸

Wie wichtig die genaue Beachtung der Details für das richtige Verständnis des Ganzen sein kann, zeigt sich an der chinesischen Übersetzung der Harzreise, die der verdienstvolle chinesische Heine-Übersetzer und Nestor der chinesischen Germanistik Feng Zhi (geb. 1905) im Jahre 1954 in Peking auf der Grundlage der 1951 im Berliner Aufbau-Verlag erschienen Ausgabe von Heines *Gesammelten Werken* herausgab. (Von seiner früheren Übersetzung aus dem Jahre 1927 sagte er bei dieser Gelegenheit im Nachwort, sie habe „viele unverzeihliche Fehler“ enthalten.) In einer Anmerkung zu dem oben aus der *Harzreise* zitierten Satz schreibt Feng Zhi lediglich (S. 77, Fußnote 7):

1823 stellten sich auf einer großen Berliner Straße zwei Chinesen zur Schau, jede Eintrittskarte kostete sechs Kupfer münzen; später wurde behauptet, es seien keine Chinesen, sondern verkleidete Österreicher, die Metternich als Agenten nach Preußen geschickt habe.“ (Sperrungen von mir; R. S.)

Das geht ganz eindeutig auf die entsprechende Fußnote von Ernst Elster in der von ihm edierten Heine-Ausgabe des Bibliographischen Instituts (Meyers Klassiker-Ausgaben) zurück.¹⁹ Die einzige Quelle hierfür bildete Heines Brief an Wolf/Wohlwill. Wo Feng Zhi schreibt „auf einer großen Berliner Straße“, steht bei Elster „auf der Behrenstraße“. Aber wenn Heine schreibt „auf der Behrenstraße No 65“, meint er natürlich: im Hause Behrenstraße Nr. 65,²⁰ genauso

16 CHAMISSO: *Reise um die Welt*, 1. Teil: Tagebuch, Fahrt von Brasilien nach Chile.

17 *HSA*, (Werke, Abt. 1) Bd. 4, S. 152.

18 Ebenda, S. 119. Die Konditorei Teichmann befand sich Unter den Linden Nr. 29.

19 *Heinrich Heines sämtliche Werke* (in 7 Bdn.), hrsg. von Prof. Dr. Ernst ELSTER, Leipzig und Wien [1893], Bd. 3, S. 58.

20 Das Haus Behrenstraße Nr. 65 stand auf der nördlichen Straßenseite, der Einmündung der Mauerstraße genau gegenüber. Es wurde zwischen 1880 und 1898 abgerissen, um für den Neubau des Hotels „Windsor“ Platz zu machen, dessen altes Gebäude sich im östlichen

wie seine im ersten „Brief aus Berlin“ gemachte Angabe „nach dem schwarzen Adler auf der Poststraße“²¹ bedeutet: nach dem Gasthof „Schwarzer Adler“ in der Poststraße. Die preußischen Groschen von 1823 waren nicht aus Kupfer, sondern aus Silber, sechs Groschen waren ein fünftel Taler. Feng Zhis „später“ ist eine falsche Deutung von Elsters „schließlich“, das sich nicht auf die Zeit bezog. Die auf Mißverständnissen beruhende Erklärung, die Chinesen hätten sich auf der Straße für sechs Kupfermünzen sehen lassen, stellt die Sache weit-aus schäbiger dar, als sie sich in Wirklichkeit zugetragen hat.

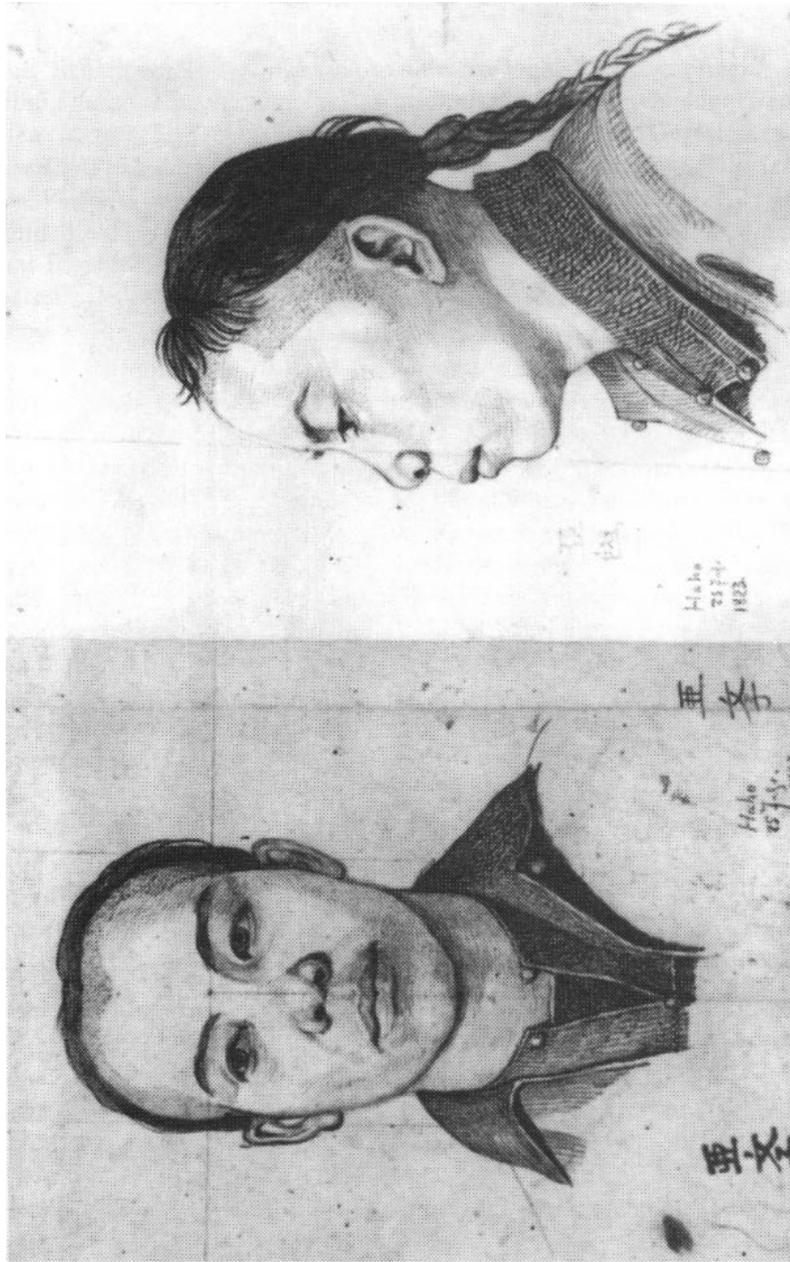
Was man in der Behrenstraße 65 für seine sechs Silbergroschen geboten bekam, ist einer zeitgenössischen Kurzreportage in der Sonnabendbeilage (Nr. 10) der Zeitschrift *Der Freimüthige, berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser* vom 8. März 1823 zu entnehmen (vom selben Tag also, an dem Varnhagen von Ense seine oben zitierte Tagebucheintragung machte). Der mit der Initialie „K.“ gezeichnete Bericht „Ueber die hier anwesenden Chinesen“ stammt vermutlich von August Kuhn (1784–1829), der die Herausgabe des *Freimüthigen* 1819 übernommen hatte, als der Begründer der Zeitschrift, August von Kotzebue, erstochen worden war. Der vollständige Text lautet:

Mit großer Erwartung ging ich am Sonntag den 3. März²² nach der Behrenstraße, um die beiden Chinesen, Assing und Haho, zu sehen. Aber wie sehr ward ich in meiner Erwartung betrogen; denn es mögen wohl wirkliche Chinesen sein, jedoch zeigten sie in dieser Vorstellung, welche überhaupt kaum fünf Minuten dauerte, lange nicht so viel, als sie hätten zeigen können, z.B. beim Opfer und dem Vertheidigen gegen ihre Feinde, welches beides ein beständiger Tanz war. Auch ihre Musik ist nichts weniger, als merkwürdig. Ein Instrument von zwei, in eine Quinte gestimmten Saiten, zwischen welche ein Bogen geklemmt, giebt höchstens drei bis vier Töne an, und bleibt sich immer gleich. Sie zeigen zwar Chinesische Hüte herum, tragen aber keine, da sie doch als Chinesen gekleidet sind. Ihr Dolch, der auch gezeigt wurde, ist wahrscheinlich ihr Eßmesser, denn er glich einem alten abgeschliffenen Brodmesser vollkommen. Ihre Schriftzeichen mögen sie richtig gemacht haben, aber die Aussprache und Uebersetzung ist wahrscheinlich nicht so richtig, zumal da sie selbst nicht Deutsch verstehen, noch weniger schreiben können; so hat denn natürlich ein Deutscher die Uebersetzung gemacht, und dieser hat die Chinesen nicht recht verstanden; dies beweist, daß ein Zeichen, welches „genoug“ ausgesprochen wird, durch „Kuh“, und ein anderes, dem vorigen ganz unähnliches Zeichen, welches gleichfalls „genoug“ ausgesprochen wird, durch „Stern“ übersetzt ist. Ich ging also sehr unbefriedigt von dannen.

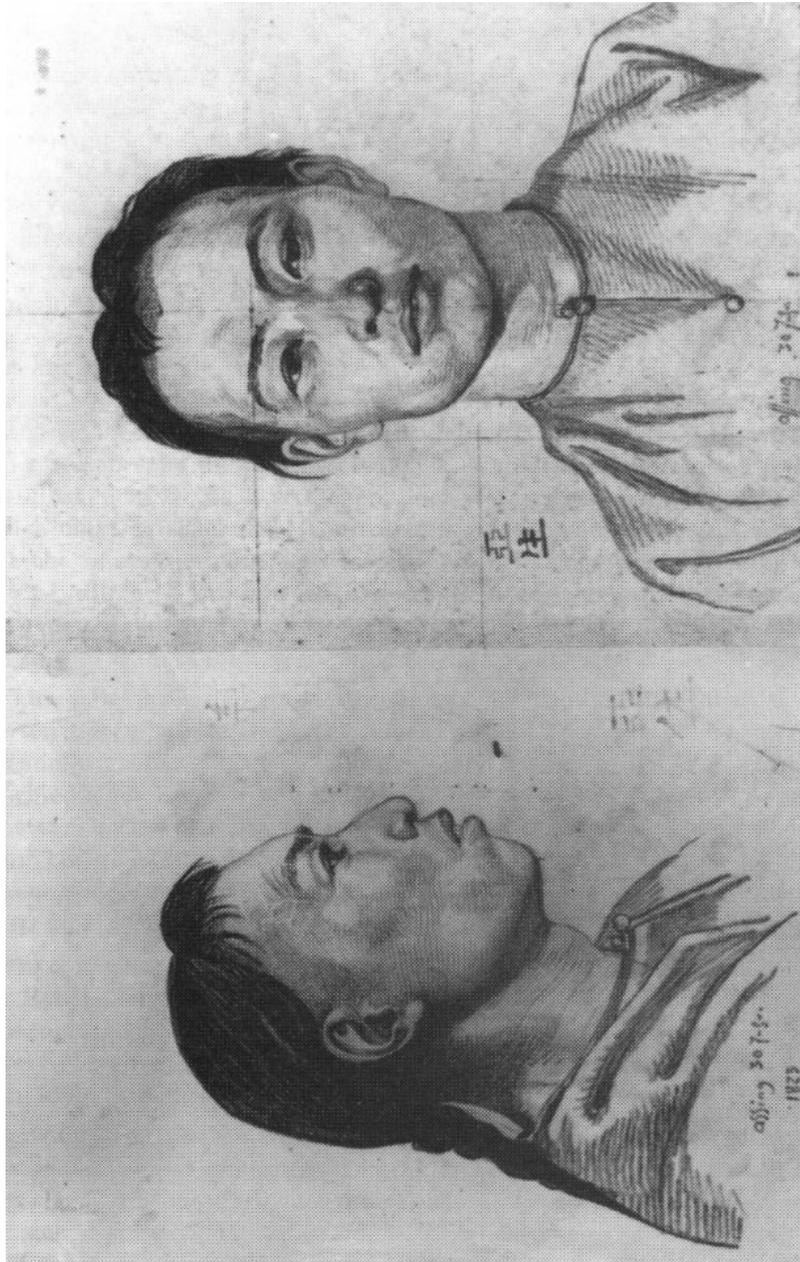
Nachbarhaus (Nr. 64) befunden hatte. Der damalige Hotelneubau (Nr. 64/65) ist erhalten und wird z.Z. von der Oberschule der sowjetischen Botschaft in der DDR genutzt. In der Osthälfte des Hauses ist noch der Torbogen vorhanden, durch den man ehemals in die Kleine Mauerstraße gelangte, die nach Unter den Linden führte.

21 *HSA*, (Werke, Abt. 1), Bd. 4, S. 114.

22 Richtig muß es heißen: dem 2. März. K(uhn ?) hatte wohl nicht beachtet, daß der Februar nur 28 Tage hatte, so daß auf Freitag, den 28. Februar, schon Sonnabend, der 1. März, und auf diesen Sonntag, der 2. März, folgte.



„Haho, 25 Jahr, 1823“
Bleistiftzeichnung von J. G. Schadow



„Assing, 30 Jahr, 1823“
Bleistiftzeichnung von J. G. Schadow

Diese kurze Beschreibung zeigt zur Genüge, daß die beiden Chinesen sicher keine Gelehrten waren, wie es Heine in seinem Brief an Wolf/Wohlwill schrieb. K(uhn)s Verwunderung über die gleiche Aussprache unterschiedlicher Schriftzeichen mit unterschiedlicher Bedeutung ist verständlich, denn woher hätte er wissen sollen, daß die zahllosen Fälle von Homophonie eine Besonderheit der chinesischen Sprache sind? Ein Schriftzeichen, das „Stern“ oder etwas ähnliches bedeutet, dabei aber genauso ausgesprochen wird wie das Schriftzeichen für „Rind“, ist allerdings nicht zu finden.

Ein letztes aussagekräftiges Dokument über den Aufenthalt der beiden Chinesen in Berlin sind vier Zeichnungen von Johann Gottfried Schadow (1764–1850), dem berühmten Bildhauer und damaligen Direktor der Königl. Akademie der Künste. Schadow schrieb dazu in seinem Buch *Kunst- Werke und Kunst-Ansichten* (Berlin 1849, S. 204):

Ein gewisser Lasthausen, holländischer Waffelbäcker, führte die beiden Chinesen Haho und Assing mit sich, die später in die Königl. Dienerschaft aufgenommen wurden. Beide zeichnete ich nach dem Leben, mit genauer Vermessung; die Umrisse finden sich in meinem Werke von den National-Physiognomien.

Der von Götz Eckardt besorgten kommentierten Neuausgabe von Schadows Buch (Berlin: Henschelverlag 1987) ist zusätzlich zu entnehmen, daß Schadow den Chinesen „Haho“ am 17. und 18. Januar 1823 zeichnete und „Assing“ einige Tage später.²³ Außerdem erfahren wir hier, daß sich der Waffelbäcker Lasthausen schon früher als Schausteller betätigt hatte, denn im Dezember 1817 hatte Schadow bei ihm ein „Wachs[figuren]kabinett“ besichtigt.²⁴

Die von Schadow „mein Werk von den National-Physiognomien“ bezeichnete Sammlung heißt mit vollem Titel *National-Physiognomien oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und der äußeren Gestalt des Kopfes, in Umrissen bildlich dargestellt auf 29 Tafeln, als Fortsetzung des Polyclet oder Lehre von den Verhältnissen des menschlichen Körpers* und erschien 1835 in Berlin. Auch dort sind die Porträts von „Haho“ und „Assing“ als Zinkdrucke enthalten. Die Original-Bleistiftzeichnungen befinden sich in den Staatlichen Museen zu Berlin im Bestand der Nationalgalerie (Dauerleihgabe der Akademie der Künste), danach sind sie hier abgebildet.

Schadows Zeichnungen sind aber nicht nur wichtig, um zu erfahren, wie die beiden Chinesen ausgesehen haben und damit in etwa auch Heines Freund Immanuel Wolf/Wohlwill, dem ja jener eine „äußere Aehnlichkeit mit Herrn Hangho“ bescheinigt hatte. Die Zeichnungen können auch helfen, um festzustellen, wie die Chinesen wirklich hießen, denn beide haben, offenbar auf Schadows Bitte, ihre Namen in chinesischen Schriftzeichen auf die Zeichnungen gesetzt. Der Name Haho (Hang-hoh nannte ihn nur Heine, was wohl eine Kontamination

23 Bd. 2 (Anmerkungen), [zu] 148/24–27.

24 Daß der gedruckte Text „Der Waffelbäcker Lasthausen hatte Schadow [...] aufgesucht, um dessen 'Wachskabinett' zu besichtigen“, einen sinnentstellenden Druckfehler aufweist, wurde von Dr. Götz Eckardt am 19. Januar 1990 in einem Telefongespräch bestätigt.

aus Haho und Huang-ho, der alten deutschen Schreibung des chinesischen Namens des Gelben Flusses, ist; sonst taucht für Haho um diese Zeit auch die Schreibung Aho auf; vgl. unten) ist mit den beiden Schriftzeichen 亞孝(學) geschrieben, die im Hochchinesischen *ya xue* umschrieben und *ja cyæ* gesprochen werden. Der Umstand, daß dieses *xue* in „Hahos“ eigener Aussprache anscheinend allgemein als 'ho' gehört wurde, legt den Gedanken nahe, „Hahos“ Heimat in einem Dialektgebiet zu suchen, wo *xue* („lernen“) 'ho' ausgesprochen wird, in der Gegend Shanghai – Wenzhou also. Doch unten wird sich zeigen, daß dies ein Trugschluß ist.

„Assing“ schrieb seinen Namen hier mit den beiden Schriftzeichen 亞生, die im Hochchinesischen *ya sheng* umschrieben und *ja fəŋ* gesprochen werden, wobei das Schriftzeichen *sheng* „hervorbringen“/„gebären“ bzw. „Leben“ und schließlich auch „Student“ bedeutet. Hierauf wird unten ebenfalls noch zurückzukommen sein.

Auch das Alter von „Haho“ und „Assing“ ist (von Schadows Hand) auf den Zeichnungen vermerkt. Für diesen sind „30 Jahr“, für jenen „25 Jahr“ angegeben.

Aber die Zeugnisse über „Hahos“ und „Assings“ Aufenthalt in Berlin sind durchaus nicht die einzigen Nachrichten, die wir von ihnen erhalten. Bevor Lasthausen sie nach Berlin gebracht hatte, war er schon in anderen deutschen Städten mit ihnen gewesen. Dabei hatten sie in Jena die Aufmerksamkeit des Naturwissenschaftlers Lorenz Oken (1779–1851) erweckt, der dann in seiner Zeitschrift *Isis oder encyclopädische Zeitung* (Jg. 1822, H. XI, Litterarische Anzeigen, Sp. 417ff.) eine Abhandlung „Ueber die zwei in Deutschland reisenden Chinesen“ veröffentlichte. Nach einleitenden Bemerkungen über die verschiedenen Menschenrassen, wie Oken sie sah, schreibt er:

Zu dem Mongolischen Menschenstamme gehören die 2 gegenwärtig in Deutschland reisenden Chinesen, Aßing und Aho, Männer in den Dreißigern. Beide sind aus der Nähe von Canton; Aßing von Heong San, Aho von Wong Bu, beides Städte nur einige Meilen von einander. Der letzte war Kaufmann, der erste Secretair bei seinem Oheim, welcher in Canton derjenige Beamte ist, der die Schiffspapiere auszufertigen und zu visitieren hat. Dadurch wurde er mit mehreren englischen Schiffscapitänen freundschaftlich bekannt, und er rieth daher schon vor mehrern Jahren seinem Neffen, eine Reise nach Europa zu machen, was dieser auch zweimal gethan hat. Zum drittenmal gieng er mit Aho nach England, um sich daselbst umzusehen oder sich etwas Bedeutendes zu verdienen. Auf der Insel St. Helena ließ sie Napoleon vor sich kommen und zum Essen einladen. Da in London Chinesen nichts Seltenes sind, so nahmen sie die Vorschläge des Hn. Lasthausen aus Berlin, mit nach Deutschland zu gehen und einige Jahre darin herumzureisen, an. Sie scheinen aber auch hier ihre Rechnung schlecht zu finden. Hat man in Deutschland gleichwohl noch keine Chinesen gesehen, so will man sie doch nicht sehen, weil man nicht an sie glaubt, sintemal sie 2 Beine, 2 Hände und ein Gesicht, ziemlich wie die Deutschen haben. Wenn sie sich Fledermausflügel ansetzten, einen Schlangenschwanz anhängen und wie die Vögel pfeifen; so würde es ihnen ohne Zweifel an Zulauf nicht fehlen. Abgestumpfte Völker ergötzen sich nur an der Unnatur und an Possen, und glauben nur das Unglaubliche, indem sie das Natürliche verachten. Indessen verzweifeln wir

doch nicht, daß sich Jemand dieser beiden Menschen annehmen, ihnen Lebensunterhalt sichern und sie benutzen werde, um die chinesische Sprache doch einmal aus dem lebendigen Munde zu erhalten. Ihre Aechtheit ist außer allem Zweifel I. durch ihren Körperbau, II. durch ihre Sprache, III. durch ihre Sitten, oder durch die Kenntniß der Verhältnisse in China. I. [...] II. Ich habe mit Erstaunen vernommen, daß in dem ganzen Jahre, während welchem die 2 Chinesen bereits sich in Deutschland befinden, sich noch Niemand um deren Sprache bekümmert hat, und daß man mithin in Deutschland nicht fühlt, wie wichtig diese Gelegenheit wäre, wenn nicht die gesammte chinesische Sprache, doch den Geist derselben kennen zu lernen. Die wenigen Stunden, welche mir vergönnt waren, mich mit diesen Chinesen zu unterhalten, haben hingereicht, mir wenigstens einen Begriff von der außerordentlichen Einfachheit und Leichtigkeit dieser Sprache zu geben, und eine nachherige Vergleichung der chinesischen Grammatiken von Bayer und Fourmont hat mir leider gezeigt, daß man wenig Ahnung von dem eigentlichen Bau und Geiste dieser Sprache habe. Diese Grammatiken sind mähseelig zusammengetragen aus den Berichten der portugiesischen Missionarien [sic], und bestehen bloß aus Vermuthungen und einem Herumtappen auf Geratewohl. Ob die neueren Grammatiken besser gerathen sind, weiß ich nicht, da sie mir fehlen.

Man muß vor Allem die Redsprache von der Schreibsprache scheiden. Die letzte ist mir über alle Maaßen schwer vorgekommen, und ich gestehe gerne, fast gar keinen Begriff davon erhal[t]en zu haben, obschon beide Chinesen sehr gut schreiben können, und daher unterrichtete Leute sind. Indessen habe ich auch nicht Zeit gehabt, darnach zu forschen, wie es denn auch sehr schwer ist, sich ihnen verständlich zu machen.

Die Redsprache dagegen ist mir so leicht vorgekommen, daß ich glaube, man könne sie sprechen, sobald man nur den gehörigen Vorrath von Wörtern sich eigen gemacht hat. Sie ist eine Kindersprache, welche die Worte aneinander schiebt, wie es unsere Kinder thun, wenn sie zu stammeln anfangen; z. B. statt: 'ich will nach Weimar gehen,' sagen die Chinesen: 'ich gehen Weimar'; statt: 'ich bin gestern in einer anderen Stadt gewesen', sagen die Chinesen: 'Gestern ich seyn andere Stadt.',,

Auf eine fünf Seiten lange Darstellung der chinesischen Sprache, einschließlich einiger Wortlisten, folgt eine Schilderung des chinesischen Bildungswesens, der chinesischen Geographie und einiger anderer landeskundlicher Probleme, die Oken von den beiden erfragte, einschließlich des für jeden Deutschen wichtigen Hinweises: „Das Bier kennt man nicht in China, [...]“ (Sp. 431). Verständigt hat sich Oken mit den Chinesen wohl auf Englisch, das sie – zumindest in der Form des Pidgin-Englisch – beherrscht haben müssen. Abschließend bemerkt Oken:

Aus diesem, so wenig es auch seyn mag, wird man doch erkennen, wie wichtig diese zwei Chinesen für die Wissenschaft werden können. Der zerfallene Bau der chinesischen Sprache zeigt an, wie die menschliche Sprache ursprünglich entstanden ist. Sie ist ein Steinhau(hau)fen, den die Werkleute mit unsäglicher Müh in Gassen und Plätze geordnet haben, den sie aber nicht zu einem Gebäude zu verbinden vermochten. Die chinesische ist vielleicht die einzige Ursprache, welche sich erhalten hat, und der Wissenschaft und mithin der Menschengeschichte gewonnen ist. Möchte doch irgend eine Regierung oder sonst ein vermöglicher Mann diese Chi-

nesen in Sold nehmen, und sie deutsch lernen lassen, um nachher von ihnen die chinesische Sprache zu erhalten.

Bevor wir darauf zu sprechen kommen, wer „Haho“ und „Assing“ in Sold nahm, worauf ja oben mit dem Shadow-Zitat schon hingewiesen wurde, zunächst noch einige Bemerkungen zur Person der beiden, die Okens Ausführungen ergänzend hinzugefügt werden müssen.

Die von Oken festgehaltenen Ortsnamen, die nach chinesischem Brauch die Heimatorte der Familien, nicht die letzten Wohnorte der Individuen darstellen, heißen in der modernen Umschrift Xiangshan bzw. Huangpu. Der damalige Kreis Xiang-shan ist der heutige Kreis Zhongshan (Kreisstadt Zhongshan: 22°31' n. Br., 113°22' ö. L.), so heißt er seit 1925, dem Todesjahr von Sun Yatsen, zu dessen Gedenken. (Zhongshan war einer der Beinamen Sun Yatsens, er war 1866 im Kreis Xiangshan geboren worden.)

Den Namen Huangpu (gebräuchliche englische Bezeichnung: Whampoa) tragen zwei Orte im Delta des Perlflusses (Zhujiang). Bei dem einen Huangpu 黄埔 (23°05' n. Br., 113°25' ö. L.) befand sich seinerzeit der innere Liegeplatz für die nach Kanton (Guangzhou) kommenden Seeschiffe, heute ist es Kantons moderner Tiefwasserhafen mit Containerterminal usw. Politische Berühmtheit erlangte dieser Ort Mitte der 20er Jahre unseres Jahrhunderts durch die 1924 von Sun Yatsen hier eingerichtete Offiziersschule seiner nationalrevolutionären Armee. Der Leiter der Schule war Jiang Jieshi (Tschiang Kai-schek), der sich hier die Position schuf, die es ihm ermöglichte, im April 1927 die Macht an sich zu reißen. Die Politabteilung der Offiziersschule in Huangpu unterstand Zhou Enlai.

Vor dem ersten Opiumkrieg bestand in diesem Huangpu eine Zweigstelle des Kantoner Seezollamts (粵海關 *Yue haiguan*), dessen Leiter von den Europäern Hoppo genannt wurde – eine Korruption von *hubu* 戶部, dem chinesischen Finanz- oder Haushaltsministerium, dem das Seezollamt unterstand. Von der Zollzweigstelle Huangpu wurden alle Seeschiffe zollamtlich abgefertigt, die nach Kanton kamen. Hier arbeitete „Assings“ Onkel, bei dem „Assing“ nach dem altchinesischen System Sekretärsdienste leistete, ohne selbst beamtet zu sein. Er war demnach ein gescheiterter Student, der die Hoffnung wohl schon aufgegeben hatte, die staatlichen Prüfungen noch zu bestehen. Der Posten des Onkels muß sehr einträglich gewesen sein, denn jeder fremde Kapitän hatte ihm nach feststehendem Brauch außer den amtlichen Zollgebühren auch das „cumshaw“, (korrumpiert aus Chinesisch *ganxie* = „Danke!“), ein (sicher nicht unbeträchtliches) Geldgeschenk, zu zahlen. Nach der Statistik des Kantoner Seezollamts wurde der Hafen im Jahre 1814 von 52 fremden Schiffen angelaufen, 1815 waren es 73, und 1816, dem Jahr, in dem „Assing“ und „Haho“ China verließen (siehe unten), waren es sogar 104.

Außerdem gewährte der – offiziell nur bescheidene – Beamtenposten an diesem Nadelöhr des chinesischen Außenhandels noch andere Vorteile, so die Möglichkeit, einen Neffen nach Europa zu schicken, obwohl vor dem Opiumkrieg solche Auslandsreisen verboten waren. Aber je mehr der Handel mit Eu-

ropa und Amerika wuchs, desto größer wurde auch die Zahl der neugierigen Chinesen, die die fremde Welt mit eigenen Augen sehen und dabei möglichst noch ihr Glück machen wollten.

Der zweite Ort Huangpu (Whampoa) im Perlfußdelta, der gelegentlich auch Dahuangpu genannt wird, er liegt unter 22°43' n.Br. und 113°20' ö.L., unterscheidet sich dem Namen nach vom ersten nur durch die Schreibung der Silbe *pu* 圃 (Radikal 31 statt Radikal 32 wie dort). Bekannt war dieses Huangpu allenfalls wegen des chinesischen Forts, das hier vor dem Opiumkrieg errichtet wurde.

Doch egal, aus welchem Huangpu „Haho“ stammte, er war „Assings“ Landsmann im engsten Sinne, vielleicht auch mehr (vgl. unten). Beide sprachen sie demnach den Kanton-Dialekt (*Yue fangyan*), wie es auch Okens Wortlisten beweisen. Das hochchinesisch 'ja' gelesene Schriftzeichen, das beiden Namen gemeinsam ist und dessen Form Oken treffend als „eine Art Maltheserkreuz“ beschreibt (Sp. 430) wird im Kantonesischen 'a' gelesen und ist hier ein für die Namensbildung häufig gebrauchtes Präfix. Das zweite Schriftzeichen in „Assings“ Namen, hochchinesisch ʃəŋ gesprochen, wird im Kanton-Dialekt səŋ ausgesprochen, „Assing“ für *a-səŋ* ist also nicht verwunderlich. Das zweite Schriftzeichen in „Hahos“ Namen dagegen wird im Kanton-Dialekt nicht 'ho', sondern deutlich 'hok' gelesen, darum ist die grundsätzliche Übereinstimmung aller deutschen Schreibungen in den Jahren 1822/23 mit '-ho' bzw. '-hoh' schwer zu erklären.

Daß „Haho“ und „Assing“ von Napoleon zum Essen eingeladen wurde, erscheint möglich, wenn man bedenkt, daß Napoleon auf St. Helena einen chinesischen Koch hatte, der die Bekanntschaft vermittelt haben könnte.²⁵

Nicht allzu lange nach dem Aufenthalt in Berlin finden wir „Haho“/Ahok und „Assing“ als Angehörige der Dienerschaft des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. wieder. Sie leisten aber vorerst keine Lakaiendienste. Vielmehr hat der König sie nach Halle geschickt, damit dort mit ihrer Hilfe, wie es Oken angeregt hatte, „der Geist der chinesischen Sprache“ ergründet wird. Dafür hat

25 Über Napoleons chinesischen Koch s. GOLOVNIN, Vasilij Michajlovič: „Puteštstvie vokrug sveta na šljupe 'Kamčatka' v 1817, 1818 i 1819 godach“ (Reise um die Welt auf der Dreimastschaluppe 'Kamtschatka' in den Jahren 1817, 1818 und 1819), in: *Sočinenija* (Werke), Moskva, Leningrad 1948, S.424. Wie Golovnin schreibt, lebten damals (März 1819) ca. 400 Chinesen auf St. Helena, unter diesen hatte Napoleon seinen Koch ausgesucht. Da die Chinesen nur auf europäischen Schiffen nach St. Helena gekommen sein können und europäischen Schiffen in China vor dem Opiumkrieg nur der Kantoner Hafen offenstand, dürfte auch Napoleons Koch ein Landsmann aus „Hahos“ und „Assings“ engerer Heimat gewesen sein. Später hatte Napoleon noch mehr Chinesen in seinen Diensten. Francesco Antommarchi berichtet vom sterbenden Napoleon die Worte: „Und meine armen Chinesen, auch sie soll man nicht vergessen, sondern ihnen einige zwanzig Napoleondors geben. Ich muß doch auch von ihnen Abschied nehmen.“ Zitiert bei ARETZ, Paul: *Napoleons Gefangenschaft und Tod*, Dresden 1921, S.291 (2. Mai 1821). Die Kunde vom Besuch bei Napoleon war in der Familie von „Assings“ deutschen Nachkommen bis in die Gegenwart mündlich überliefert worden (Interview mit Dr. Ekkehard Asseng, Lindenberg bei Beeskow, 31. Januar 1990).

der König sogar ein Stipendium ausgesetzt, und nicht, damit man die beiden Chinesen dort zu Privatdozenten der chinesischen Ästhetik „abrichtete“, wie Heine glaubte oder zu glauben vorgab.

Auf Halle muß die Wahl deswegen gefallen sein, weil die Orientalistik an der dortigen Universität schon lange Traditionen aufzuweisen hatte, während sie an der 1810 gegründeten Berliner Universität eben erst betrieben wurde. (Heine schreibt in seinem ersten „Brief aus Berlin“ am 26. Januar 1822: „Doktor Bopp ist hier angestellt als Professor der Orientalischen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium seine erste Vorlesung über das Samskrit gehalten.“²⁶ Und im zweiten Brief vom 16. März desselben Jahres berichtet er: „Pr[ofessor] Bopp, dessen Vorlesungen über das Samskrit noch immer viel Aufsehn erregen, schreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde.“²⁷

Die Aufgabe, das Chinesische zu enträtseln, wurde in Halle von Wilhelm Schott aus Mainz übernommen, der seine Befähigung hierfür durch die kommentierte Übersetzung eines türkischen Textes zur Sunna ins Lateinische nachgewiesen hatte, womit er am 27. August 1823 zum Doktor der Philosophie promovierte,²⁸ genau eine Woche, bevor er sein zwanzigstes Lebensjahr vollendete.²⁹ Um die Sprache zu erlernen, deren Geist er ergründen wollte und für die er kein Lehrbuch besaß, ging Wilhelm Schott einen (aus heutiger Sicht) etwas eigenartigen Weg. Er ließ sich nicht von den beiden Chinesen, die ihm für seine Studien zu Verfügung standen, systematisch erst einfache, dann kompliziertere chinesische Schriftzeichen beibringen, um so erst einfachste Sätze, später kurze, dann längere Texte zu lesen. Vielmehr griff er nach einem Text, der ihm in Chinesisch und in Englisch vorlag, und begann so, mit Hilfe der beiden Chinesen, seine Arbeit. Am 22. Mai³⁰ 1826 verteidigte er in Halle seine Habilitationsschrift „De indole linguae sinicae dissertatio“ (Abhandlung über das Wesen der chinesischen Sprache), in deren Einleitung er schreibt (S. 1):

Triennium fere praeterlapsum est, ex quo, iussu et auspiciis magni Borussiae regis, Domini nostri longe clementissimi, paucis quidem, sed iisdem praeclaris subsidiis litterariis instructus, duorumque Sinensium, e

26 HSA, (Werke, Abt. 1), Bd. 4, S. 123.

27 Ebenda, S. 139. Der Indologe Franz Bopp (1791–1867) wurde der Begründer der vergleichenden Grammatik der indoeuropäischen Sprachen.

28 SCHOTT, Guilielmus: *Apophthegmata LX ad Sunnatam, ut videtur, pertinentia, quae e codice manuscripto arabico-turcico edidit, latine vertit et notulis illustravit*; s. SUCHIER, Wolfram: *Bibliographie der Universitätsschriften von Halle-Wittenberg 1817–1885* (Arbeiten aus der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle a. d. Saale, Bd. 3), Berlin 1953, S. 342, Nr. 2539. Im Diplom und in den Universitätsakten wird die Arbeit „Commentatio de Sunnata, muslimorum lege secundiaca [für: secundaria]“ genannt.

29 Wilhelm Schotts Geburtstag wird übereinstimmend mit 3. September angegeben, die Angabe seines Geburtsjahrs aber ist in den verschiedenen Nachschlagewerken allgemeiner Art ganz unterschiedlich, man findet 1802, 1804 bzw. 1807. Schott selbst nennt im Curriculum vitae zu seiner Doktordissertation das Jahr 1803; s. ebenda.

30 So ausdrücklich laut Wolfram SUCHIER (a. a. O., S. 635, Nr. 4553), obwohl es auf dem Titelblatt der Arbeit heißt: 18. Mai.

*patriae finibus profugorum, vel eruditione, vel certe voluntate, quae, ut desint vires, Semper laudanda est, aliquantum sublevatus, ingentem operis molem humeris sustuli, sublatamque pro viribus sustinui.*³¹

Doch während sich an der Hallenser Universität in Gestalt von Wilhelm Schott ein strebsamer junger Wissenschaftler, der Matthäus 22, Vers 21 richtig zu deuten wußte, eben darum bemühte, hinter das Wesen der chinesischen Sprache zu kommen, saß im Schloß Tegel ein reifer Mann, den der König gemaßregelt hatte, über demselben Stoff. Wilhelm von Humboldt, der sich nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienst (1819) sprachlichen und sprachphilosophischen Untersuchungen widmete, wobei ihn vor allem der Ursprung der grammatischen Formen und der Einfluß interessierten, den diese Formen auf die Entwicklung der Gedanken ausüben, schrieb hier eine Studie über den Geist der chinesischen Sprache, der er die Form eines Briefes an den französischen Sinoologen Abel-Rémusat (1788–1832) gab³² und die „A Berlin, ce 7 mars 1826“ datiert ist. Gedruckt wurde sie erst 1827 in Paris. Fast will es scheinen, als habe Humboldt zeigen wollen, daß die von Oken gestellte Aufgabe auch ohne die Hilfe der beiden chinesischen Lakaien des Königs (und ohne Schaumschlägerei) zu bewältigen war.

Da die beiden Werke, die Humboldt dazu dienten, sich ausreichend mit dem Chinesischen vertraut zu machen, um eine Abhandlung von 93 Druckseiten darüber zu schreiben (Abel-Rémusats chinesische Grammatik³³ und seine Übersetzung des *Zhongyong* [Das Innehalten der Mitte],³⁴ eines der klassischen Vier Bücher des Konfuzianismus), auch Wilhelm Schott vorlagen, als er seine Habilitationsschrift ausarbeitete,³⁵ die ganze 25 Druckseiten umfaßt, fragt es sich erst recht, warum er seinen umständlichen Weg gehen mußte. Die einfache Wahrheit scheint zu sein: Er hatte die Gunst der Stunde erkannt und absolvierte mit Hilfe des königlichen Stipendiums das Studium eines zweiten Fachs, weil er hoffen durfte – zu Recht, wie sich zeigen wird – damit Karriere zu machen.

31 „Fast drei Jahre sind vergangen, was gewiß wenig ist, daß ich – auf Geheiß und nach dem Willen des großen Preußenkönigs, unseres allergnädigsten Herrn, doch aus ebendenselben Gründen mit einer ansehnlichen Studienbeihilfe versehen und von zwei aus den Grenzen ihres Vaterlandes entlaufenen Chinesen beträchtlich unterstützt – diese ungeheure Arbeitslast auf mich genommen und nach Maßgabe meiner Kräfte getragen habe.“ (Übers. a. d. Lat. vom Verf. d. vorl. Arbeit.)

32 *Lettre a M. Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier*, par M. G. de Humboldt. Paris: a la librairie orientale de Dondey-Dupré père et fils, 1827.

33 RÉMUSAT, Jean Pierre Abel: *Éléments de la grammaire chinoise, ou Principes généraux du kou-wen, ou style antique, et du kouan-hoa, c'est-à-dire de la langue commune* [...], par M. Abel Rémusat. XXXII, 215 S. Paris 1822.

34 *L'invariable milieu, ouvrage moral de Tsèu-ssé, en chinois et en mandchou*, Avec une Version littérale Latine, une Traduction Française, et des Notes, précédé d'une notice sur les quatre livres moraux communément attribués à Confucius, par M. Abel-Rémusat. A Paris, de l'imprimerie royale, 1817. 160 S.

35 S. SCHOTTS *De indole* [...], S.24f.

Im Frühjahr 1826 genügte es Schott aber nicht, die Lehrberechtigung für orientalische Sprachen und Literaturen zu erwerben, „die ungeheure Arbeitslast“ mußte ihm noch andere Ergebnisse bringen. Deshalb gab er, noch bevor er seine Habilitationsschrift verteidigte, eine Übersetzung des Textes in Druck, der ihm als Studienobjekt gedient hatte. Die Vorrede der Übersetzung ist „Halle, den 26. März 1826“ datiert, der Titel lautet: *Werke des tschinesischen Weisen Kung-Fu-Dsü und seiner Schüler. Zum erstenmal aus der Ursprache ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Wilhelm Schott, Doctor der Philosophie und Privatdocenten. Erster Theil, Lün-yü.*

Auch hier begegnen wir wieder „Haho“/Ahok und „Assing“, denn in der Vorrede schreibt Schott (S. Vhf.):

Was die erklärenden Anmerkungen betrifft, die zum Theil eine mehr oder weniger freie Uebersetzung tschinesischer Commentatoren, zum Theil auch meine eignen Ansichten enthalten, und wobei mir namentlich ein dreijähriger Umgang mit zwei Eingebornen von entschiedenem Nutzen gewesen ist; so müssen sie stets in Begleitung des Textes gelesen werden. Oft liessen mich die Ausleger gerade an solchen Orten, wo eine Erklärung am Nothwendigsten schien, hülflos, und in wiefern es mir alsdann gelungen sei, das Richtige zu treffen, mögen Kenner beurtheilen. Wenigstens hat es nirgends an gutem Willen gefehlt.

Doch Schotts eitle Freude, der erste deutsche Konfuziusübersetzer zu sein, blieb nicht lange ungetrübt. Klaproth, der von Paris aus die Entwicklung der Orientalistik in Deutschland argwöhnisch beobachtete, veröffentlichte 1828 unter dem Pseudonym Wilhelm Lauterbach in Leipzig und Paris ein Pamphlet unter dem Titel *Dr. Wilhelm Schotts vorgebliche Uebersetzung der Werke des Confucius aus der Ursprache, eine litterarische Betrügerei*. In der Einleitung rückt er zunächst einmal sich selbst ins rechte Licht, indem er schreibt (S. 4):

Indessen hatte, seit 1798, Herr J. Klaproth in Berlin angefangen sich der Chinesischen Sprache und Litteratur emsig zu befleißigen, und mit ihm, kann man sagen, fängt in Europa eine neue Epoche für dieses Studium an; weil er der erste ist, der es mit kritischem Geiste betrieben hat.

Dann wirft er (S. 8) Schott vor, sein Opus sei nichts anderes „als eine schlechte Uebersetzung der englischen Uebertragung des Confucius durch Hr. J. Marshman, die dieser Missionair im Jahre 1809, zu Serampore in Indien, herausgegeben hat.“

Hätte Klaproth gewußt, daß Schott außer der Übersetzung auch seine Habilitationsschrift auf Marshmans Buch aufgebaut hatte, so hätte er ihm gewiß einen weiteren Vorwurf nicht erspart, denn John Marshman hatte seiner Übersetzung (*The Works of Confucius, containing the original text, with a translation*, vol. I, Serampore: Printed at the Mission Press, 1809; CXIV, 725 S.) eine „dissertation of the Chinese language and character“ beigegeben, die Schotts „ungeheure Arbeitslast“ ebenfalls ein wenig erleichtert haben dürfte.

Auch auf „Haho“/Ahok und „Assing“ kommt Klaproth zu sprechen. Von ihnen sagt er (S. 11):

Man muss aber wissen, dass diese Chinesen, zwei ganz gemeine Kerle, aus Dörfern im Regierungsbezirke Canton sind, von denen der eine als Koch gedient hat, und dass sie sich einem Speculanten verdungen hatten, um sich in Europa, wie wilde Thiere für Geld sehen zu lassen. Man kann also denken, was für treffliche Lehrer diese Herren abgeben können. Wem, in aller Welt, würde es wohl einfallen, einen Bauer aus der Nachbarschaft von Bremen, oder einen Hamburger Packträger, zu Lehrern der Deutschen Sprache anzunehmen, und ihnen gar zuzumuthen, sie sollten Stoff zu Anmerkungen für die Erklärung der Schriften von Leibnitz und Kant liefern?

Wie man sieht, hatte Klaproth selbst in Paris Gelegenheit gefunden, sich über die beiden Chinesen zu informieren (aus Okens Aufsatz, wo allerdings nicht davon die Rede ist, „Haho“/Ahok sei Koch gewesen).

Auf Klaproths Anfeindungen antwortete Schott noch im selben Jahr, ebenfalls mit einem Pamphlet (*Abfertigung der verleumderischen Insinuation eines angeblichen Wilhelm Lauterbach*, Halle 1828). Gegen den Vorwurf, er habe Konfuzius' *Lunyu* nicht aus dem Chinesischen übersetzt, sondern aus dem Englischen nach Marshman, verteidigt er sich – nicht sehr überzeugend – so:

Ich wagte es nur selten, dem Sinne nach von Marshman abzuweichen, obgleich meine, von mir selbst entworfene Uebersetzung oft zu einem ganz verschiedenen Resultate führte. Nicht wenig wurde ich in diesem Grundsätze durch meine beiden chinesischen Gesellschafter bestärkt, die in der Regel gegen Marshman's Erklärung, so gut ich sie ihnen verständlich machen konnte, nichts einzuwenden hatten, und deren geringe literarische Bildung mir damals noch nicht einleuchten wollte, indem man sich hüten muß, Leute, die in einer fremden, von der ihrigen sehr verschiedenen Sprache sich nur unbehülflich ausdrücken können, geradezu grober Unwissenheit zu bezüchtigen. (S.4)

Weiter sagt er hierzu:

1) Habe ich, was jede Person, mit der ich damals in näherer Verbindung stand, auf Verlangen bezeugen kann, selbst die chinesischen Eingeborenen nicht ausgenommen, weder Mühe noch Zeitaufwand gescheut, mit Hülfe der beiden Chinesen, der Sprachlehre und zum Theil des Lexikons, den Sinn der Sprüche des Confucius zu ergründen, und obschon ich mich größtentheils wieder an Marshman anschloß, so fand ich es doch zuweilen für gut, auch dem Sinne nach von ihm abzuweichen, [...] (S.7)

Außerdem ist seinen Erläuterungen zu entnehmen, daß „Haho“/Ahok und „As-sing“ ihm nicht nur bei den erklärenden Anmerkungen halfen, wie er es in der Vorrede der Übersetzung angegeben hatte. Vielmehr mußten sie ihm zum Teil das Wörterbuch ersetzen, wobei die mündliche Beschreibung (halb deutsch, halb englisch) durch ein Gebärdenspiel ergänzt (und trotzdem zuweilen falsch verstanden) wurde, wie ein Beispiel zeigt (S.18f.). Eine weitere Form der Zusammenarbeit schildert Schott sehr anschaulich wie folgt (S.20):

Eine umgestürzte Schale mit angeriebener Tusche hatte Text und Uebersetzung zusammen schon ersäuft ehe ich noch mit dem fraglichen Spruche genauer bekannt war. Nur die paar Worte aquatic plants und what is the val... (letzteres verstümmelt) waren noch kenntlich. Mein älterer Chinese, welcher die Szü-schu in seiner Jugend auswendig gelernt haben

wollte, mußte nun aus dem Gedächtnisse suppliren. Nach einigem Nachdenken griff er zum Pinsel, und schrieb mir folgende Sentenz nieder, die allerdings nicht sehr Confucianisch aussah, mit der ich aber vorlieb nehmen mußte: [...]

Schotts „Szü-schu“ steht für *sishu*, die klassischen Vier Bücher der konfuzianischen Lehre. Seine durchaus glaubwürdigen Angaben zu „Assings“ Bildungsstand beweisen, daß Klaproths diesbezügliche Behauptung wie auch sein Vergleich ungerecht und völlig aus der Luft gegriffen waren.

Wieviel Chinesisch Wilhelm Schott konnte, als er 1826 die Lehrberechtigung bekam, erhellt sich vielleicht aus der Tatsache, daß man ihn erst elf Jahre später (1837) als außerordentlichen Professor des Chinesischen nach Berlin berief, womit er zum Begründer der Sinologie an der Berliner Universität wurde. Und weitere zwanzig Jahre vergingen, bis er eine Chinesische Sprachlehre, zum Gebrauche bei Vorlesungen und zur Selbstunterrichtung (Berlin 1857) herausgab. Auch hier vermochte er sich von den für das Chinesische völlig ungeeigneten Kategorien der lateinischen Grammatik nicht zu lösen, mit denen er natürlich auch in seiner Habilitationsschrift von 1826 operiert hatte. Die Übersetzung eines vollständigen Buches aus dem Chinesischen hat Schott als Professor nicht mehr in Angriff genommen.

Zur Person der beiden Chinesen, deren zufälliges Erscheinen in Preußen also zum Anlaß des Entstehens der wissenschaftlichen Sinologie in Berlin wurde, geht aus Schotts Hallenser Schriften zunächst hervor, daß „Haho“ sich wirklich Ahok sprach (in der Habilitationsschrift, S. 13, erwähnt ihn Schott in einer Fußnote als „discipulus meus [mein Schüler] A-hok“, was wohl dahingehend zu deuten ist, daß er den beiden Chinesen in Halle Deutsch beibrachte), und endlich erfahren wir beiläufig auch, daß Ahoks Familienname Feng (sprich *fəŋ*) lautete, worauf unten noch einzugehen ist (Schott schreibt den vollen Namen in seiner „Abfertigung...“, S. 11: Fung-a-hok). Auf Hochchinesisch ist der Name demnach Feng Yaxue zu schreiben.

Aber nicht nur für die Entwicklung der deutschen Sinologie hat der Aufenthalt von Ahok und „Assing“ in Halle seine Ergebnisse gehabt, nachhaltiger waren sie auf anderem, rein menschlichem Gebiet. Am 2. April (Palmsonntag) 1826 wurde „Assing“ in der Kirche Unser Lieben Frauen (Marktkirche) zu Halle mit Johanne Marie Clara Kraftmüller getraut. Am selben Tag erfolgte die Taufe ihres gemeinsamen Sohnes Heinrich Wilhelm Andreas, der am 18. Februar 1826 geboren war.

Aus den Eintragungen in den Kirchenbüchern³⁶ geht außerdem folgendes hervor:

1. „Assing“ hatte sich zuvor taufen lassen. Seitdem war sein amtlicher Name Friedrich Wilhelm Asseng. Aus dem Vornamen (der in China hinten steht) war ein Familienname geworden, und was in China strengstes Tabu war – hier durfte der persönliche Name des Herrschers nicht einmal ge-

36 Trau-Buch der Kirche Unser Lieben Frauen (Marktkirche) zu Halle an der Saale, Jg. 1816–1835, S. 332; Tauf-Buch derselben Kirche, Jg. 1818–1830, S. 570, Nr. 70.

nannt werden, war in Europa eine gern gesehene Schmeichelei. Da die Taufe nicht in derselben Kirche vollzogen worden war, in der er jetzt getraut wurde, ist anzunehmen, daß sie in Potsdam erfolgte. Im Hallenser Trau-Buch ist für Friedrich Wilhelm Asseng angegeben: „zu Potsdam wohnhaft“.

2. Nach Trau- und Tauf-Buch war Friedrich Wilhelm Asseng während seiner Hallenser Zeit offiziell „königlicher Lakai in Potsdam“.
3. Nach Trau- und Tauf-Buch hat Friedrich Wilhelm Asseng sein Alter mit „32 J[ahre]“ angegeben, das ist ein Jahr zuwenig im Vergleich zur Altersangabe bei Schadow und durch Asseng selbst im Frühjahr 1828 (vgl. unten).
4. Friedrich Wilhelm Assengs Braut war zur Zeit der Trauung 18 Jahre alt, ihr Vater war der Strumpfwirkermeister und Strumpffabrikant Joh[ann(es ?)] Andreas Kraftmüller, ihre Mutter war Clara Angela Kraftmüller, geb. Stümmy.
5. Als Taufpaten für das Kind fungierten neben dem Großvater (J.A. Kraftmüller) ein weiterer Strumpfwirkermeister und zwei Strumpfwirkersfrauen, alle drei offenbar ökonomisch abhängig vom Strumpffabrikanten Kraftmüller.
6. Der Name Kraftmüller wurde mal (im Trau-Buch) mit einfachem f, mal (im Tauf-Buch) mit Doppel-f geschrieben.

Nachdem Wilhelm Schott mit Hilfe von Ahok und Friedrich Wilhelm Asseng das Wesen der chinesischen Sprache ergründet zu haben glaubte, kamen die beiden Chinesen endgültig nach Potsdam an den Hof Friedrich Wilhelms III. Worin hier ihr Tagewerk bestand, ist unbekannt. Bei Friedrich Wilhelm Assengs Nachkommen ist bis heute die Überlieferung lebendig, ihr Vorfahr sei des Königs „Teediener“ gewesen.³⁷

Über eine andere Beschäftigung liegen uns schriftliche Quellen vor. Anfang 1828 übersetzte Friedrich Wilhelm Asseng in Potsdam Luthers *Kleinen Katechismus* handschriftlich ins Chinesische, anschließend (bis 4. November 1828) das *Lukasevangelium* und (bis 10. Mai 1829) das *Markusevangelium*. In allen drei Texten steht unter jeder chinesischen Zeile die kantonesische Aussprache in lateinischen Buchstaben und darunter der deutsche Wortlaut. Die Übersetzungen (6 Hefte) befinden sich heute im Handschriftenbestand der Asien-Afrika-Abteilung der Deutschen Staatsbibliothek Berlin/DDR und tragen die Signaturen *libri sinici* 228 (*Katechismus*) bzw. 30 c, d (*Markusevangelium*) und 30 e, f, g (*Lukasevangelium*).

Wer der Auftraggeber dieser Übersetzungen war, ist nicht ermittelt. Wollte ein Potsdamer Hofprediger dem preußischen König vorschlagen, in China Missionsarbeit zu treiben? Oder hat sich nur der Pfarrer, von dem Friedrich Wilhelm Asseng getauft worden war, gesagt, sein exotischer Täufling werde das

37 Interview mit Dr. Ekkehard Asseng, 31. Januar 1990.

Christentum besser begreifen, wenn er sich durch eine Übersetzung intensiver damit beschäftigen mußte, als beim passiven Anhören einer mündlichen Unterweisung?

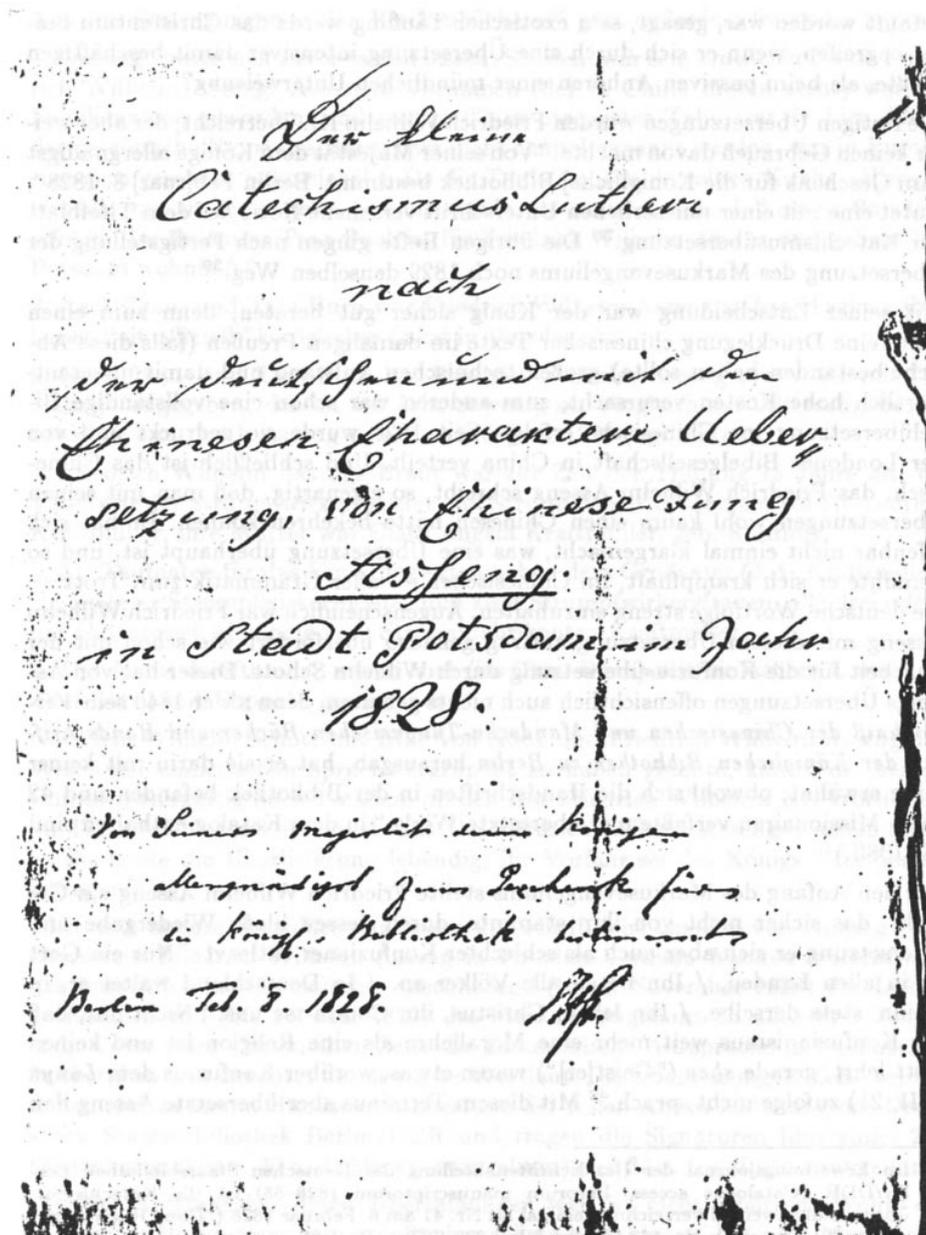
Die fertigen Übersetzungen wurden Friedrich Wilhelm III. überreicht, der aber weiter keinen Gebrauch davon machte. „Von seiner Majestät dem Könige allergnädigst zum Geschenk für die Königliche] Bibliothek bestimmt. Berlin Feb[ruar] 8. 1828“, lautet eine mit einer unleserlichen Unterschrift versehene Notiz auf dem Titelblatt der Katechismusübersetzung.³⁸ Die übrigen Hefte gingen nach Fertigstellung der Übersetzung des *Markusevangeliums* noch 1829 denselben Weg.³⁹

Mit seiner Entscheidung war der König sicher gut beraten, denn zum einen hätte eine Drucklegung chinesischer Texte im damaligen Preußen (falls diese Absicht bestanden haben sollte) großen technischen Aufwand und damit unverantwortlich hohe Kosten verursacht, zum anderen war schon eine vollständige Bibelübersetzung ins Chinesische erfolgt. Seit 1828 wurde sie gedruckt und von der Londoner Bibelgesellschaft in China verteilt. Und schließlich ist das Chinesisch, das Friedrich Wilhelm Asseng schreibt, so eigenartig, daß man mit seinen Übersetzungen wohl kaum einen Chinesen hätte bekehren können. Er hat sich offenbar nicht einmal klargemacht, was eine Übersetzung überhaupt ist, und so bemühte er sich krampfhaft, im Chinesischen – aller Grammatik zum Trotz – die deutsche Wortfolge streng einzuhalten. Augenscheinlich war Friedrich Wilhelm Asseng mit diesem Übersetzungsauftrag genauso überfordert wie schon mit der Zuarbeit für die Konfuziusübersetzung durch Wilhelm Schott. Dieser hat von Assengs Übersetzungen offensichtlich auch nichts gehalten, denn als er 1840 sein *Verzeichniß der Chinesischen und Mandschu-Tungusischen Bücher und Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin* herausgab, hat er sie darin mit keiner Silbe erwähnt, obwohl sich die Handschriften in der Bibliothek befanden und 42 „Von Missionairen verfaßte und übersetzte Werke“ in dem Katalog enthalten sind (S. 108ff.).

Vor den Anfang des *Markusevangeliums* stellte Friedrich Wilhelm Asseng ein Gedicht, das sicher nicht von ihm stammte, durch dessen bloße Wiedergabe und Übersetzung er sich aber auch als schlechter Konfuzianer entlarvt: „Nur ein Gott ist in allen Landen, / Ihn beten alle Völker an. / In Deutschland waltet er, in China, stets derselbe. / Ihn lehrte Christus, ihn Con-fu-tse uns.“ Nicht nur, daß der Konfuzianismus weit mehr eine Morallehre als eine Religion ist und keinen Gott lehrt, gerade *shen* („Geist[er]“) waren etwas, worüber Konfuzius

38 Im Erwerbungsjournal der Handschriftenabteilung der Deutschen Staatsbibliothek Berlin/DDR (Catalogus access. librorum manuscriptorum 1828–55) ist die Katechismusübersetzung zweimal verzeichnet, einmal als Nr. 41 am 8. Februar 1828 („Dono Regis Augustissimi“), einmal als Nr. 163 für das Jahr 1829 („Don. Regis“).

39 „Das Evangelium Marci“ steht als Nr. 164, „Das Evangelium Lucae“ als Nr. 165 für das Jahr 1829 im „Catalogus access. librorum manuscriptorum 1828–55“.



Friedrich Wilhelm Assengs Katechismusübersetzung, Titelblatt

dem *Lunyu* (VII, 21) zufolge nicht sprach.⁴⁰ Mit diesem Terminus aber übersetzte Asseng den Begriff „Gott“.

So erfüllen die Übersetzungen der christlichen Texte letztlich nur den einen Zweck, von Friedrich Wilhelm Assengs Anwesenheit in Potsdam in den Jahren 1828 und 1829 bleibendes Zeugnis abzulegen. Daß dieser Zweck wohl von ihm selbst erwünscht war, zeigt der Umstand, daß er in jedem Heft der Evangelienübersetzungen nicht nur das genaue Datum angab, zu dem er die Arbeit daran abgeschlossen hatte, einmal (*libri sinici* 30 d: *Markusevangelium*, 9.–16. „Capitel“) auch das Datum des Beginns, sondern wiederholt auch seinen Namen vermerkte. Die erste seiner Übersetzungen, Luthers *Kleinen Katechismus*, versah Friedrich Wilhelm Asseng sogar mit einer autobiographischen Notiz, die sich im wesentlichen mit dem deckt, was schon Oken erfragt hatte:

Friedrich Wilhelm Asseng.

Ich bin jetzt, 35 Jahre alt, geboren im Jahr 1792. ich bin aus der chinesischen Provinz Canton gebürtig, geboren in Hong-san-hün, ich bin ein Sohn Astrologen, meinen Oheim einem Mandarinern Oberzolleinnehmer in Ca[n]ton, vielfältige Bekanntschaft mit europäischen Schiffscapitainen gemacht hatte. den dritt August 1816. bin ich aus meinen Vaterland Reisen.

Zum Schluß endlich erfahren wir Assengs vollen chinesischen Namen, er lautet in seiner Schreibweise „füng A-sseng.“ Hieran ist zweierlei bemerkenswert. Zum einen erweist sich, daß sowohl Asseng als auch Ahok mit Familiennamen Feng hießen. Nun gibt es zwar mehrere Familiennamen, die so lauten, der weitaus häufigste aber ist der, den Asseng trug: 馮 Féng, deshalb ist anzunehmen, daß Ahok sein Namensvetter war. Darüber, ob er vielleicht auch sein leiblicher Vetter war und deshalb auf die große Reise ins Ungewisse mitgenommen wurde, kann man nur spekulieren. Zum anderen fällt auf, daß Friedrich Wilhelm Asseng seinen chinesischen Vornamen in den Übersetzungen von 1828/29 mit einem anderen Schriftzeichen schreibt als auf den Shadow-Zeichnungen von 1823. Dort hatte er 生 *sheng* („hervorbringen „/“gebären“ ..) geschrieben, hier dagegen schreibt er 星 *xing* (Lesung *çny*, Bedeutung „Stern“). Beide Schriftzeichen sind zwar graphisch und auch lautlich miteinander verwandt (*sheng* liest sich kantonesisch *səŋ*, *xing* liest sich *seŋ*), aber die Bedeutung ist klar unterschieden, und die Zeichen sind nicht gegeneinander austauschbar. Warum Friedrich Wilhelm Asseng – der in Hochchinesisch also Feng Yasheng bzw. Feng Yaxing zu schreiben wäre – sie vertauschte, ist nicht zu erklären.

Der 10. Mai 1829 ist vorerst das späteste Datum, das in Friedrich Wilhelm Assengs Lebenslauf belegbar ist. Durch seine Nachkommen ist mündlich überliefert, er sei nach China zurückgekehrt.⁴¹ Da er Frau und Kinder schwerlich in

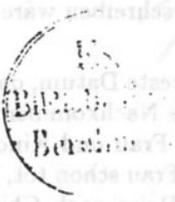
40 Ralf MORITZ (Konfuzius: *Gespräche [Lun-yu]*, [RUB 888], Leipzig 1982, S.71) übersetzt: „Worüber der Meister nicht sprechen mochte, [...]“; doch das „mochte“ ist von ihm hineininterpretiert, denn es hat im Original keine Entsprechung.

41 Interview mit Dr. Ekkehard Asseng, 31. Januar 1990.

Friedrich Wilhelm Asseng.

Ich bin jetzt, 35 Jahr alt, geboren
im Jahr 1792. ich bin aus der chiney-
sischen Provinz Canton gebürtig, geboren
in Hong-San-Kien, ich bin ein Sohn
Astrologen, meiner Chün einem
Mandarinischen Oberkollonnen in
Canton, vielfältige Bekanntschaft mit
europäischen Schiffscapitainen gemacht
hatte, den Dritt August 1816. bin ich
aus meinen Vaterland Reisen.

馮 亞 星
feng A-sung.



Friedrich Wilhelm Assengs autobiographische Notiz in seiner
Katechismusübersetzung

böser Absicht verlassen haben wird (oder war die Frau schon tot, der älteste Sohn schon erwachsen?), könnte er die beschwerliche Reise nach China, die sicher dazu diente, die Heimat und vielleicht auch die alten Eltern noch einmal zu sehen, mit dem Vorsatz angetreten haben, nach Deutschland zurückzukehren, und dann durch Krankheit oder Tod daran gehindert worden sein.

Ein letztes Sachzeugnis stammt nicht von Friedrich Wilhelm Asseng, sondern von seinem Sohn, bezieht sich aber deutlich auf ihn selbst. Im Familienbesitz der heute lebenden Assengs befindet sich eine Messingpetschaft mit einem frei erfundenen Künstlerwappen, das chinesische Elemente aufweist und von dem 1826 geborenen Heinrich Wilhelm Andreas Asseng entworfen sein muß, der der Familienüberlieferung nach Dekorationsmaler war und unter anderem das Schauspielhaus in Berlin mit ausgemalt hat (bei der Renovierung von 1852/53 also, denn als es erbaut wurde, war er noch nicht geboren).⁴²

Offenbar in dem Bestreben, seine chinesische Abstammung zu unterstreichen, die in Potsdam natürlich bekannt war und die man ihm bestimmt auch ansah, setzte er zwei chinesische Schriftzeichen in das Wappen, von denen er sicher nicht wußte, was sie bedeuten, und der Graveur versah – gewiß in der Annahme, es seien Buchstaben, die ein Monogramm bilden – jedes Schriftzeichen rechts unten mit einem Punkt. Daß Heinrich Wilhelm Andreas Asseng gerade diese Schriftzeichen wählte, scheint zu zeigen, daß er seinen Vater nicht um Rat fragte (oder nicht mehr fragen konnte) und wohl in seinen Papieren einen Zettel fand, auf dem sie geschrieben standen. Denn die beiden Schriftzeichen auf dem Wappen (王子 in hochchinesischer Umschrift *renzi*) bezeichnen nichts anderes als die 49. Position des Sechzigerzyklus, der für die traditionelle chinesische Zeitrechnung verwendet wird. Das 49. Jahr des Sechzigerzyklus aber war das Jahr 1792, Friedrich Wilhelm Assengs Geburtsjahr. (Das 49. Jahr des nächstfolgenden Sechzigerzyklus – 1852 – gäbe für das Wappen keinen Sinn.)

Während diese Petschaft der letzte Beleg zu Friedrich Wilhelm Assengs Leben ist, über den wir bisher verfügen, ist der Aufenthalt von Ahok in Potsdam noch für eine spätere Zeit nachweisbar. Am 28. März 1843, im dritten Jahr seiner Regierung, befahl der preußische König Friedrich Wilhelm IV. seinem Architekten Ludwig Persius (1803–1845), für den Chinesen Ahok ein Wohnhaus im chinesischen Stil zu entwerfen, und lieferte auch selbst eine Ideenskizze dazu, die nichts anderes als eine Chinoiserie sein konnte.⁴³

Am 12. Juli desselben Jahres entschied der König, das Haus nicht im chinesischen Stil, sondern nach einem früheren Entwurf von Persius errichten zu lassen.⁴⁴ Ausgeführt wurde der Bau im Jahre 1845. Die aus unverputzten gelben

42 Interview mit Dr. Ekkehard Asseng, 31. Januar 1990.

43 PERSIUS, Ludwig: *Das Tagebuch des Architekten Friedrich Wilhelms IV., 1840–1845*, hrsg. u. komm. von Eva Börsch-Supan (Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. 51), (München 1980), 75 (28. März 1843) sowie Abb. 53 und 62.

44 Ebenda, 85 (12. Juli 1843). Derselben Quelle (76, 21. April 1843) ist zu entnehmen: „Der Chinese Ahok soll aufgefordert werden vaterländisches Geräth anzufertigen.“ Über die Sa-

Ziegeln gemauerte Villa, die 1872 leicht verändert wurde,⁴⁵ steht noch in der heutigen Weinbergstraße in Potsdam (früher Am Mühlenberg, dann Augustastraße) und trägt die Hausnummer 9. Sie ist das einzige ohne Umstände zugängliche Denkmal, das an die Anwesenheit der beiden von Heine erwähnten chinesischen „Gelehrten“ in Preußen erinnert, die wohl die ersten Chinesen gewesen sind, die sich nachweisbar in Deutschland aufgehalten haben.

che ist nichts weiter bekannt, und ganz sicher war Ahok auch mit diesem Auftrag überfordert, denn er war kein Handwerker und kann deshalb gar nicht fähig gewesen sein, „chinesisches Gerät“ anzufertigen, für das ein hohes handwerkliches Können auf der Grundlage weitestgehender Spezialisierung charakteristisch ist.

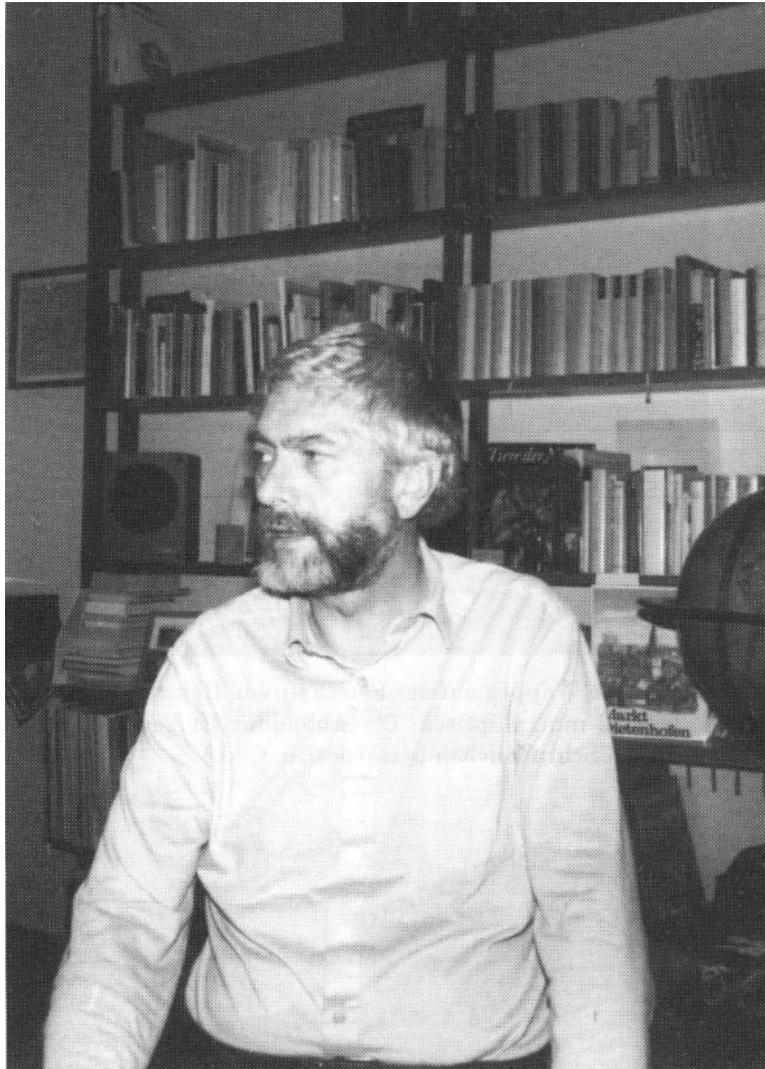
45 *Die Bau- und Kunstdenkmale in der DDR, Bezirk Potsdam*, hrsg. vom INSTITUT FÜR DENKMALPFLEGE DER DDR, Berlin 1979, S.330.



Das pseudochinesische Wappen auf der Petschaft von Heinrich Wilhelm Andreas Asseng (Maße: 27 x 22 mm, elliptisch. Die Abbildung ist gewollt seitenverkehrt, damit die chinesischen Schriftzeichen besser lesbar sind.)



Das Haus Weinbergstraße Nr. 9 in Potsdam (Zustand Januar 1990)



Dr. Ekkehard Asseng, „Assings“ Urenkel (Januar 1990)